

JAHRBUCH SEXUALITÄTEN 2023

AIDS
KATHLEEN STOCK
UKRAINE
SCHWULE ARCHITEKTEN
GENITALCHIRURGIE
DINÇER GÜÇYETER

WALLSTEIN

Jahrbuch Sexualitäten 2023

Jahrbuch Sexualitäten

2023

Herausgegeben im Auftrag der
Initiative Queer Nations
von
Jan Feddersen, Marion Hulverscheidt
und Rainer Nicolaysen



WALLSTEIN VERLAG

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2023
www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Aldus
Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf
Umschlagmotiv: Der Architekt Chen Kuen Lee mit einem Freund,
1930er Jahre; Privatbesitz.

ISBN (Print) 978-3-8353-5482-1
ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-8544-3
ISSN 2509-2871

INHALT

| | |
|---------------------|---|
| Editorial | 9 |
|---------------------|---|

Essay

| | |
|--|----|
| MARTIN REICHERT Am Ende von Aids? Zur Geschichte einer anfänglich fast durchweg tödlichen Infektionskrankheit. Ein persönlicher Rückblick | 17 |
|--|----|

Queer Lectures

| | |
|---|----|
| ANASTASIA TIKHOMIROVA »Unsere Pridefarben sind Blau und Gelb« Vom Kampf für eine queere Ukraine | 37 |
|---|----|

| | |
|---|----|
| ALEXANDER FRIEDMAN Homosexualität – ein »unerwünschter westlicher Import«? Homo- und Queerphobie in der Sowjetunion und in der Russischen Föderation | 50 |
|---|----|

| | |
|--|----|
| WOLFGANG VOIGT Schwule Architekten Architekturgeschichte – queer gelesen | 66 |
|--|----|

| | |
|---|----|
| MONIKA BARZ Körperloses Geschlecht – LSBTTIQ auf dem Irrweg Persönliche Reflexion aus dem Innern der LSBTTIQ-Bewegung | 82 |
|---|----|

Im Gespräch

| | |
|---|-----|
| Untenrum frei Über den neuen Trend zu Genitaloperationen SIMONE SCHMOLLACK im Gespräch mit MONIKA GSELL und MARION HULVERSCHEIDT | 113 |
|---|-----|

Miniaturen

- JAN FEDDERSEN, CLEMENS SCHNEIDER,
PETER OBSTFELDER UND MANUEL SCHUBERT
Queer Lectures als Auftrag in dieser Zeit
Aktuelles zur Initiative Queer Nations 133
- PETRA GEHRING
Wer hat Angst vor genauer Lektüre?
Warum sowohl Judith Butler als auch Kathleen Stock
für feministische und für queere Debatten wichtig sind 139
- DIERK SAATHOFF
Queere Homophobie
Über den gendertheoretischen Argwohn
gegenüber Homosexuellen 150
- MELANIE BABENHAUSERHEIDE
Die sexuellen Illusionen der anderen
Drei Thesen darüber, warum Erwachsene denken,
dass Jugendliche beim Betrachten von Pornofilmen
Fiktion und Realität nicht auseinanderhalten können 162
- MARION HULVERSCHEIDT
Queer in der Provinz
Anmerkungen zur Ausstellung »In Bewegung kommen –
50 Jahre queere Geschichte(n) in Göttingen« 178
- VOJIN SAŠA VUKADINOVIĆ
Traumarbeit
Zu Elisabeth Lenk (1937-2022) 183
- DINÇER GÜÇYETER
Zwei Gedichte 193

Rezensionen

| | |
|--|-----|
| Rainer Herrn: Der Liebe und dem Leid. Das Institut für Sexualwissenschaft 1919-1933 (<i>Richard F. Wetzell</i>) | 199 |
| Klaus Storkmann: Tabu und Toleranz. Der Umgang mit Homosexualität in der Bundeswehr 1955 bis 2000 (<i>Hedwig Richter</i>) | 205 |
| Kathleen Stock: Material Girls. Warum die Wirklichkeit für den Feminismus unerlässlich ist (<i>Anna Rifat Klassen</i>) | 209 |
| Gesine Agena/Patricia Hecht/Dinah Riese: Selbstbestimmt – für reproduktive Rechte. Ulrike Busch/Joris A. Gregor/Daphne Hahn/Kristina Nottbohm/ Alexandra Ommert/Johanna Özogul/Lotte Rose/Rhea Seehaus/ Uwe Sielert/Sonja Sterzer/Eva Tolasch/Tewes Wischmann: Sexualität und Reproduktion zwischen individuellen Vorstellungen und gesellschaftlichen Normen (<i>Marion Hulverscheidt</i>) | 216 |
| Mohamed Amjahid: Let's talk about sex, Habibi. Liebe und Begehren von Casablanca bis Kairo (<i>Isabelle Ihring</i>) | 221 |
| Kristof Magnusson über Pet Shop Boys, queere Vorbilder und musikalischen Mainstream (<i>Jan Feddersen</i>) | 228 |
| Herausgeber*innen und Autor*innen | 232 |
| Bildnachweis | 237 |

Editorial

Das Vorwort des letztjährigen Jahrbuchs stand unter dem noch frischen Eindruck des russischen Überfalls auf die Ukraine am 24. Februar 2022, und auch jetzt, zu Beginn des zweiten Kriegsjahres, überlagern Russlands Angriffskrieg und die Verteidigung der Ukraine alles andere. Im Jahrbuch Sexualitäten 2023 findet dieser Umstand in zwei Queer Lectures konkreten Niederschlag, in denen die Lage von LGBTIQ+ in der Ukraine und in Russland vor und nach Kriegsbeginn thematisiert werden.

In ihrem Beitrag über den »Kampf für eine queere Ukraine« schildert die freie Journalistin Anastasia Tikhomirova die Situation in einem Land, das immerhin kurz nachdem es 1991 seine Unabhängigkeit von der Sowjetunion erklärt hatte, als erste der ehemaligen Sowjetrepubliken Homosexualität legalisierte, in dem Homophobie aber gleichwohl ausgesprochen verbreitet blieb. Tikhomirova beschreibt, wie sich erst allmählich in den 1990er und 2000er Jahren LGBTIQ+-Organisationen gründeten, wie seit Mitte der 2010er Jahre LGBTIQ+-Rechte verbessert wurden und wie 2016 in Kiew nach mehreren Versuchen erstmals ein »Pride March«, wenn auch unter großem Polizeischutz, mit etwa 1.500 Teilnehmenden erfolgreich durchgeführt werden konnte. Im Krieg haben die queeren Projekte dann ihre Aktivitäten ausgesetzt, aber alles spricht dafür, dass die Ukraine mit ihrer ausdrücklichen Orientierung gen Europäischer Union auf eine liberalere Gesellschaft hinsteuert, wenn sie denn die russische Aggression als Staat überlebt. Dafür kämpfen in der Armee auch geoutete schwule und lesbische Soldat*innen, die sich mit dem Einhorn auf der Uniform ein eigenes sichtbares Symbol geschaffen haben.

In der russischen Propaganda hingegen wurde die Verdammung »nicht-traditioneller Werte«, so die Chiffre für Homosexualität und alles Queere, im Krieg noch weiter gesteigert, wobei sich Russland immer mehr als Bastion »heterosexueller Normalität« gegen die »westliche schwule Dekadenz« geriert. Mitten im Krieg, im Juli 2022, wurde ein neuer Feiertag, der »Tag der Familie, Liebe und Treue«, eingeführt und propagandistisch ausgeschlachtet; im Dezember 2022 unterzeichnete Wladimir Putin ein Gesetz, das das seit 2013 bestehende Gesetz gegen die »Propaganda von nicht-traditionellen sexuellen Beziehungen gegenüber Minderjährigen« noch erheblich ausweitet. In seinem Aufsatz über die Homo- und Queerphobie in der ehemaligen Sowjetunion und in Russland geht der Historiker, Publizist und Osteuropaexperte Alexander Friedman der Frage nach, wie und warum das Thema Homosexualität in Russland besonders instrumentalisiert wird. Er beleuchtet den dortigen

Umgang mit Homosexualität in historischer Perspektive und analysiert anhand einer Vielzahl russischsprachiger Quellen die homophobe Propaganda der Putin-Ära, deren Folgen er an den unterschiedlichen Beispielen des Komikers Maxim Galkin, der Tennisspielerin Darja Kasatkina und des Moderators Anton Krassowski exemplarisch veranschaulicht. Angesichts fortschreitender Radikalisierung in Russland hält Friedman auch eine erneute Kriminalisierung von Homosexualität – ähnlich wie vormalig in der Sowjetunion – nicht mehr für ausgeschlossen.

Einen weiteren Themenschwerpunkt bildet in diesem Jahrbuch – wie schon in den vorangegangenen Jahrgängen – die Debatte um die Identitätspolitik. Monika Barz, die seit den 1970er Jahren zu den Aktivistinnen der autonomen Frauenbewegung zählt, in den 1980er Jahren Mitinitiatorin der kirchlichen Lesbenbewegung war und sich als Professorin für Frauen- und Geschlechterfragen auch jahrzehntelang wissenschaftlich mit diesen Kontexten beschäftigt hat, behandelt in ihrem Beitrag »Körperloses Geschlecht – LSBTTIQ auf dem Irrweg« die Konsequenzen, die sich ergeben, wenn – wie im von der Ampelregierung geplanten »Selbstbestimmungsgesetz« vorgesehen – die Kategorie »Geschlecht« durch »Geschlechtsidentität« ersetzt wird, wenn etwa jede Person, die angibt, sich als Frau zu fühlen, fraglos juristisch als Frau anerkannt werden muss – gänzlich unabhängig von körperlichen Merkmalen. Barz dokumentiert für die Jahre 2020 bis 2022 in ungewöhnlicher Dichte, wie ihr selbst erst allmählich die Dimension der Entwicklung klar wurde und welchen massiven Anfeindungen sie ausgesetzt war, als sie Widerspruch gegen das Geschlechtsidentitätsnarrativ anmeldete. Ihr Text zeichnet den Weg nach, der sie »von der Feministin und LSBTTIQ-Aktivistin zur Kritikerin queer-politischer Positionierungen« werden ließ – eine »persönliche Reflexion aus dem Inneren der LSBTTIQ-Bewegung«.

Um besagtes Narrativ geht es auch im »Fall Kathleen Stock«, der 2021 hohe Wellen schlug. Nachdem die britische Philosophin ihr Buch »Material Girls – Why Reality Matters for Feminism« veröffentlicht und darin das Konzept einer vom Körper unabhängigen »gefühlten Geschlechtsidentität« aus wissenschaftlicher wie aus feministischer Sicht abgelehnt hatte, wurde sie in Großbritannien wegen angeblicher Transphobie so massiv persönlich angegriffen, dass sie im Oktober 2021 schließlich ihre Philosophieprofessur an der Universität Sussex aufgab. Auch im deutschsprachigen Raum wird der »Fall« seither intensiv diskutiert. In diesem Jahrbuch setzen sich eine Miniatur und eine Rezension aus je unterschiedlicher Perspektive mit dem 2022 in deutscher Übersetzung erschienenen Buch und der Debatte, die es auslöste, auseinander. Für die Philosophin Petra Gehring ist Stocks Buch keineswegs ein Skandaltext,

sondern eine lesenswerte, im Ergebnis liberale Studie, »die sich teils mit begrifflichen Grundlagenfragen rund um Geschlechterkonzepte befasst, teils aber auch wissenschafts- und rechtspolitische Empfehlungen äußert«. Gehring ordnet Stocks Beitrag in die Genderdebatten der letzten 30 Jahre ein und erklärt, »warum sowohl Judith Butler als auch Kathleen Stock für feministische und für queere Debatten wichtig sind«. Grundsätzlich kritisch äußert sich hingegen Anna Rifat Klassen, Doktorandin* im Bereich Geschichte und Philosophie der Naturwissenschaften, in ihrer Rezension, in der sie die acht Kapitel von »Material Girls« referiert und Stock ein unterkomplexes Verständnis von Geschlecht attestiert, das dazu genutzt werden könne, »eine Geschlechterordnung aufrechtzuerhalten, die nur den Privilegierten nutzt und marginalisierte Menschen weiter oder noch mehr unterdrückt«.

Um die Frage von Geschlechtsidentität geht es in anderer Weise auch in der Miniatur des Künstlers und Autors Dierk Saathoff. In seinem Beitrag »Queere Homophobie« konstatiert er, dass der Begriff »queer« inzwischen nicht mehr für eine gleichgeschlechtlich liebende Minderheit steht, sondern grob Menschen beschreibt, die die Kategorie des Geschlechts prinzipiell in Frage stellen. Alle, die es von sich behaupten, können also »queer« sein – die sexuelle Orientierung spielt dabei keine Rolle mehr, die Wörter »lesbisch« und »schwul« verschwinden mehr und mehr aus dem Sprachgebrauch. Anhand prägnanter Beispiele zeigt Saathoff, wie nachgerade homophob sich eine queere Perspektive ausnehmen kann, wie viel Abscheu vor und Abgrenzung zu Homosexualitäten hier zu finden sind. Im Zweifel stelle sich die derzeitige queere Bewegung, so die Schlussfolgerung, »eher schützend vor einen Heterosexuellen, der von sich behauptet, eine queere Geschlechtsidentität zu besitzen, als einem schwulen Mann oder einer lesbischen Frau beizustehen«. Entsprechend plädiert Saathoff für die Stärkung einer Emanzipationsbewegung für nicht heterosexuelle, nichtkonforme Menschen, die sich gerade »nicht an Identitäten aufhängt und nicht auf eine Art queere Konformität pocht«.

Im diesjährigen Essay »Am Ende von Aids?« zieht Martin Reichert, langjähriger »taz«-, heute »Spiegel«-Redakteur und Autor des 2018 bei Suhrkamp erschienenen Buches »Die Kapsel. Aids in der Bundesrepublik«, eine vorläufige, teils auch persönliche Bilanz der gut 40-jährigen Geschichte der Infektionskrankheit, die anfänglich fast durchweg tödliche Folgen hatte und deren »Ende« die UNO inzwischen für das Jahr 2030 anstrebt. Reichert analysiert eine Geschichte von Todesangst, Trauer und Tragödien insbesondere für schwule Männer, aber auch von Hoffnung und Erfolgen – von einer Art Krisenbewältigung durch Politik und Gesellschaft, durch Gay Communities und Individuen, aus der man

für andere fundamentale Krisensituationen durchaus lernen kann. Trotz des medizinischen Fortschritts, der einer »Enkel«-Generation inzwischen wieder vergleichsweise unbeschwerten Sex ermöglicht, ist Aids allerdings nicht vorbei, noch immer sterben Menschen daran, noch immer werden Infizierte diskriminiert. Länger als die Krankheit selbst jedoch werden die mit ihr gemachten Erfahrungen, die geschlagenen Wunden und Verluste, weiterwirken. Wünschenswert wäre es, wie Reichert zeigt, wenn das Thema »Aids in der Bundesrepublik« in seiner ganzen Dimension einem breiteren Publikum nahegebracht und damit – verspätet – Teil einer größeren kollektiven Erinnerung oder Erzählung werden könnte.

In der Rubrik »Queer Lectures« erscheint in diesem Jahr neben den bereits genannten Beiträgen ein Aufsatz des Architekturhistorikers Wolfgang Voigt, der anknüpfend an jahrelange Recherchen und das von ihm mit herausgegebene, 2022 erschienene Buch »Schwule Architekten – Verschwiegene Biografien vom 18. bis zum 20. Jahrhundert« einige der besagten Lebenswege vorstellt. Dabei zeigt er, wie lebensgeschichtliche Zusammenhänge plausibel werden können, wenn man Architektur- und Architektengeschichte »queer« zu lesen beginnt. Dass es auf diesem Feld länger als in den anderen gestaltenden Künsten – Musik, Kunst, Dichtung – gedauert hat, bis sich Männer als schwul outeten bzw. bis sich überhaupt jemand für dieses Thema interessierte, bringt Voigt unter anderem mit der »konservativen Haltung der von normativer Maskulinität geprägten Baubranche« in Verbindung. Neben schwulen Architekten stellt Voigt auch eine lesbische Architektin und eine Trans-Architektin vor.

In der Kategorie »Im Gespräch« geht es diesmal um den Trend zu Genitaloperationen, über den die Journalistin Simone Schmollack im Oktober 2022 die Psychoanalytikerin und Genderwissenschaftlerin Monika Gsell und die Medizinhistorikerin und Ärztin (sowie Mitherausgeberin dieses Jahrbuchs) Marion Hulverscheidt befragt hat. Anlass des Gesprächs war der signifikante Anstieg von ästhetisch begründeten Genitaloperationen bei Frauen sowie die medizinische Leitlinie »Rekonstruktive und ästhetische Operationen am weiblichen Genitale«, die 2022 von den einschlägigen Fachgesellschaften im deutschsprachigen Raum gemeinsam veröffentlicht wurde. Erörtert wird etwa, warum sich vor allem junge Frauen immer mehr für ästhetische Genitaloperationen entscheiden und welche psychischen Prozesse damit einhergehen, inwieweit es sich bei dieser Entwicklung nicht nur um ein individuelles, sondern auch um ein gesellschaftliches Phänomen handelt, welche Rolle soziale Medien bei der zunehmenden Ästhetisierung des Körpers spielen, wie sich der religiöse oder kulturelle Hintergrund auswirken kann und schließlich: warum das »Jungfernhäutchen« eine Legende ist.

Am Anfang der »Miniaturen« steht wie stets ein Bericht des Vorstands der Initiative Queer Nations über die Aktivitäten des Vereins im vergangenen Jahr. Neben den bereits im Zusammenhang mit der Identitätsdebatte erwähnten Texten enthält die Rubrik vier weitere Beiträge: Die Erziehungswissenschaftlerin Melanie Babenhauserheide beschäftigt sich auf der politischen, psychischen und kulturellen Ebene mit drei Thesen, warum Erwachsene (in der Regel fälschlicherweise) denken, dass Jugendliche beim Betrachten von Pornofilmen Fiktion und Realität nicht auseinanderhalten können; Marion Hulverscheidt berichtet über die im Oktober 2022 gezeigte Ausstellung »In Bewegung kommen – 50 Jahre queere Geschichte(n) in Göttingen«; Vojin Saša Vukadinović porträtiert die 2022 verstorbene Soziologin und Literaturwissenschaftlerin Elisabeth Lenk, und der Schriftsteller Dinçer Güçyeter, ausgezeichnet 2022 mit dem Peter-Huchel-Preis für deutschsprachige Lyrik, veröffentlicht zwei Gedichte, die er auf unsere Bitte hin eigens für das »Jahrbuch Sexualitäten 2023« geschrieben hat.

Auch der Rezensionsteil weist wie üblich ein weites Spektrum auf – hier finden sich sechs Besprechungen zu ausgewählten Büchern, die 2021 oder 2022 erschienen sind. Behandelt werden außer Kathleen Stocks »Material Girls« auch Rainer Herrns Monographie »Der Liebe und dem Leid« über das Institut für Sexualwissenschaft 1919 bis 1933, Klaus Storkmanns Untersuchung »Tabu und Toleranz« über den Umgang mit Homosexualität in der Bundeswehr 1955 bis 2000, in einer Doppelrezension der Band »Selbstbestimmt – für reproduktive Rechte« von Gesine Agena, Patricia Hecht und Dinah Riese sowie das Jahrbuch für kritische Medizin und Gesundheitswissenschaften zu ebenjenem Thema »Sexualität und Reproduktion«, Mohamed Amjahids »Let's talk about sex, Habibi« über »Liebe und Begehren von Casablanca bis Kairo« und schließlich Kristof Magnussons Hommage an die Pet Shop Boys.

Wir danken allen Autor*innen herzlich für ihre Mitwirkung und wünschen allen Leser*innen eine anregende wie abwechslungsreiche Lektüre.

Berlin/Kassel/Hamburg, im März 2023

Jan Feddersen

Marion Hulverscheidt

Rainer Nicolaysen

Essay

Am Ende von Aids?

*Zur Geschichte einer anfänglich fast durchweg tödlichen
Infektionskrankheit. Ein persönlicher Rückblick**

MARTIN REICHERT

Seit etwas mehr als 40 Jahren ist diese Infektionskrankheit in der Welt – für homosexuelle Männer, in den westlichen Ländern die Hauptbetroffenengruppe, wurde sie geradezu zu einem Bestandteil der Identität. Ein Aspekt, der ähnlich im Verschwinden begriffen zu sein scheint wie das Kondom, ein Hygieneartikel, der in Zeiten von PrEP nicht mehr notwendig mit Homosexualität amalgamiert ist. Im Jahr 2018, vor der Coronapandemie, habe ich das Buch »Die Kapsel. Aids in der Bundesrepublik« veröffentlicht.¹ Hier folgt noch einmal ein sowohl persönlicher als auch sachlicher Blick zurück – und eine kurze Bestandsaufnahme der Gegenwart.

Die erste Begegnung mit Aids begab sich an einem Sommertag des Jahres 1983. Auf der Titelseite des »Spiegel«, den mein Vater von seiner Dienststelle, er war Polizist, mit nach Hause gebracht hatte, sah man zwei nackte, gut gebaute Männer, die einander zugewandt gegenüberstanden. Das eigentlich Interessante aber, nämlich das zwischen ihren Beinen, war von einem kreisrunden Bildchen verdeckt, das eine Mikroskopaufnahme zeigte – von Viren? Oder waren es Bakterien?

Präzise zeigt das Cover zwei Männer, die einander in mutuellem Masturbation zugewandt sind. Dazu die Headline »Tödliche Seuche AIDS. Die rätselhafte Krankheit«. ² Aids wurde mit dieser Geschichte zu diesem Zeitpunkt in Deutschland zu einem Thema, das die Allgemeinheit zu beschäftigen begann – das US-amerikanische Seuchenzentrum in Atlanta hatte bereits 1.556 eindeutige Aids-Fälle weltweit registriert, in der Bundesrepublik waren 24 bekannt, 558 Todesfälle gab es bereits in den USA.³

* Der Essay basiert auf einem Livestream-Vortrag, der am 28. November 2022 im Rahmen der taz Queer Talks gehalten wurde; abrufbar unter: <https://www.youtube.com/watch?v=0NB6tQLkAs> [letzter Zugriff am 17.2.2023].

1 Martin Reichert: Die Kapsel. Aids in der Bundesrepublik. Berlin 2018.

2 Der Spiegel, Nr. 23/1983 vom 6.6.1983, Titel.

3 Aids. »Eine Epidemie, die erst beginnt«. In: Der Spiegel, Nr. 23/1983 vom 6.6.1983, S. 144-163.

Die Krankheit sei wie »ein Schuß ins stille Glück« gefallen, schrieb der Mediziner Stefan Hinz 1984 in dem von ihm herausgegebenen Band »AIDS. Die Lust an der Seuche«.4 Damit meinte er auch die relative Freiheit, mit der sich Homosexuelle in der Bundesrepublik zu diesem Zeitpunkt bewegen konnten. In den Großstädten gab es eine ausdifferenzierte Schwulenszene, allein in Westberlin mehr als 50 Kneipen, zwei schwule Verlage und mehrere Saunen. Frank Ripploh's legendärer, auch international erfolgreicher Film »Taxi zum Klo« (1980) vermittelt etwas von der damaligen Atmosphäre. Im Zentrum stehen Frank und Bernd, ein schwules Paar zwischen Verliebtheit und Verdruss – erstmals wurden hier Homosexuelle nicht in einem Problemzusammenhang dargestellt, sondern in ihrer alltäglichen, manchmal eben auch banal anmutenden Normalität zwischen Beruf, »Tuntenball« und Abendbrot.

Der Titel des Films bezieht sich auf eine Szene, in der Frank mit einer Hepatitis im Krankenhaus liegt und sich von dort aus ein Taxi nimmt, um Sex auf einer Klappe zu haben. Später zu dieser Szene befragt, gab Ripploh an, er habe damals geglaubt, dass Hepatitis nur ansteckend sei, »wenn einem das Gelbe ins Gesicht schießt«.5 Von Infektionswegen hatte man in diesen Tagen wenig Ahnung. Und auch keine Angst vor sexuell übertragbaren Erkrankungen, die seit den fröhlichen Siebzigern virulent geworden waren. Es war die Zeit nach der nunmehr gut behandelbaren Syphilis – und vor Aids.

Zu dem Zeitpunkt, an dem besagter »Spiegel« erschien, es war der Juni des Jahres 1983, war ich zehn Jahre alt und wusste noch nichts von »diesen« Dingen. Ich weiß aber noch, dass mich das Foto der beiden Männer stark angezogen hatte, und ich ahnte, dass dieses Bild etwas mit mir zu tun haben könnte – was genau, war mir noch nicht ganz klar. Womöglich bereits eine Verschmelzung von sexuellem Begehren und Todesangst?

Aids war jedenfalls schon da, bevor ich sexuell aktiv wurde. Und ich denke, dass Aids bzw. die Angst vor dieser Immunschwächekrankheit – neben meiner Herkunft aus einem kleinbürgerlichen Milieu in der Provinz, der katholischen Eifel – mit dafür verantwortlich ist, dass ich mein Coming-out erst spät wagte, mit Mitte 20 und (zufällig?) zu jenem Zeitpunkt, als die Ergebnisse der Internationalen Aids Konferenz von Vancouver im Juli 1996 verhießen, dass man aufgrund einer Infektion mit dem HI-Virus nicht mehr zwingend sterben muss: Es gab nun endlich

4 Stefan Hinz: AIDS und Publikum – An jeder Straßenecke lockt die Sünde. In: ders.: AIDS. Die Lust an der Seuche. Reinbek bei Hamburg 1984, S. 59-64, hier S. 59.

5 »Ich kriege das, was ich verdiene«. Gespräch mit Frank Ripploh. In: ebd., S. 67-78, hier S. 77.

Medikamente, mit denen man die Krankheit (wenn auch auf noch unbestimmte Zeit) in Schach halten konnte.

Mit der Einführung dieses »Tablettencocktails« wurde es erstmals möglich, Aids und Tod voneinander getrennt zu denken. Sicher hatte man in der ersten Hälfte der 1990er Jahre gelernt, dass es einen Unterschied gibt zwischen dem Serostatus HIV-positiv und dem Vollbild der Immunschwächekrankheit, aber dass der frühe Tod am Ende stehen würde, stand nie außer Zweifel und entsprach in der Regel auch den Tatsachen.

All diese Gewissheiten sollten nun, nach der Einführung von HAART, einer antiretroviralen Therapie, dem Gestern angehören. Der »Spiegel« berichtete erneut ausführlich: »Das Aids-Wunder« stand 1996 aufsehenerregend und Heilung versprechend auf dem Cover. Die Titelgeschichte führte dann aber differenziert aus, dass die Medikamente starke Nebenwirkungen hätten und Vorsicht geboten sei ob eventueller Resistenzen – die Medien übten sich jedoch, ganz angemessen, in vorsichtigem Optimismus.⁶

Trotz des »Neuen AIDS« befanden sich die Betroffenen auch weiterhin in einer ausgesprochen misslichen Situation. Sie mussten täglich hochdiszipliniert ihre Medikamente einnehmen, die mitunter schreckliche Nebenwirkungen hatten, bis hin zur körperlichen Entstellung. Auch bedeutete die Wegnahme des Privilegs, etwas Besonderes zu sein – eben noch Todgeweihte mussten sich plötzlich wieder um banale Dinge wie ihre Rente kümmern –, keineswegs zugleich das Verschwinden des Stigmas. Ganz im Gegenteil. HIV-Positive sahen sich weiter mit einer ganzen Palette von moralischen Vorurteilen und Berührungsängsten konfrontiert.⁷

Die nachfolgende Generation schwuler Männer, die um 1970 herum geborene, reagierte auf ihre Weise auf das Erbe von Aids. Die Ästhetik der 1990er Jahre mit ihren in den Fitnessstudios trainierten und komplett rasierten Körpern spricht für sich. Es ging nun vor allem darum, Gesundheit darzustellen. Abzugrenzen galt es sich sowohl von den kranken Körpern der »Positiven« als auch von der Ästhetik der 1970er und 1980er Jahre, die von (Schnurr-)Bärten und Körperbehaarung geprägt war. Den »promisken« und in der Folge kranken Homosexuellen wurde der gesunde, leistungsoptimierte Körper entgegengesetzt, der fit war für die Anforderungen der Globalisierung.⁸

6 »Aids hat ein neues Gesicht«. In: Der Spiegel, Nr. 28/1996 vom 7.7.1996, S. 158-160.

7 Martin Dannecker: Geleitwort. In: Ulrich Marcus (Hg.): Glück gehabt? Zwei Jahrzehnte Aids in Deutschland. Berlin/Wien 2000, S. V-XII.

8 Vgl. Reichert: Kapsel (wie Anm. 1), S. 171-174.

Die Schwulenbewegung als solche war nach den Kämpfen der Aids-Krise erschöpft – und auch rein zahlenmäßig dezimiert. Die verbliebenen Energien flossen in den Kampf um die Öffnung der Ehe für Homosexuelle, der in Deutschland bis ins Jahr 2017 dauern sollte. Zugleich hatte die Aids-Krise die homosexuelle Minderheit auf ungeahnte Weise gestärkt. Die existenzielle Herausforderung hatte massive Kräfte freigesetzt: Ohne zu übertreiben, kann man sagen, dass die Zeit der Aids-Krise auch eine Zeit war, in der viele Menschen über sich hinaus gewachsen sind in ihrer Bereitschaft, Hilfe und Beistand zu leisten.

Zudem führte die durch die Aids-Krise ermöglichte Freisetzung öffentlicher Mittel zu einer Stärkung der schwullesbischen Infrastruktur. Der Staat war bereit, Geld in die Hand zu nehmen, um zu gewährleisten, dass das Virus nicht von den »Randgruppen« in die Mitte der Gesellschaft vordrang, was schließlich auch gelang. Alle möglichen Initiativen, von den schwulen Überfalltelefonen über Stricherprojekte⁹ bis hin zu Fortbildungsstätten wie der Akademie Waldschlösschen, würden in der heutigen Form kaum existieren, hätte es die Aids-Krise nicht gegeben.

Es ist eine Ironie des Schicksals, dass das potenzielle Verschwinden der Schwulen, ihr Ausgelöschtwerden durch Aids, zu einer größeren Sichtbarkeit und längerfristig größeren Akzeptanz geführt hat. Wenn auch nicht unmittelbar: Als die Aids-Krise die Lebenssituation der Hauptbetroffenengruppe deutlicher in das öffentliche Bewusstsein gerückt hatte, brachte dies zunächst keine nennenswerten rechtlichen Fortschritte für diese gesellschaftliche Minderheit mit sich. In den 1980er Jahren wurden weder Anstalten gemacht, den leidigen Paragraphen 175 aus dem Strafgesetzbuch zu tilgen – dies geschah erst wenige Jahre nach der Wiedervereinigung (1994) im Zuge einer (etwas peinlichen) Rechtsangleichung an die in dieser Hinsicht progressivere DDR –, noch wurde erwogen, Homosexuellen eine eingetragene Partnerschaft (2001) oder gar eine Eheschließung (erst im Jahr 2017) zu ermöglichen. Während der Aids-Krise konnten sich die Betroffenen lediglich glücklich schätzen, dass sie sich auf das Recht auf informelle Selbstbestimmung aus dem Jahr 1983 berufen konnten, das dazu beigetragen hat, obligatorische Tests, Meldepflicht und heimliche Tests in Krankenhäusern abzuwehren.¹⁰ In Bezug auf die Rechte von LGBTI* war die Bundesrepublik der 1980er Jahre ein

9 Vgl. Stefanie Grabatsch: 26 Jahre sozialpädagogische Arbeit mit Strichern in Deutschland. In: 20 Jahre AKSD – Ein Bericht. Eine Textsammlung anlässlich des 20-jährigen Bestehens des AKSD. o. O. 2013, S. 3-8, hier S. 3: »Das erste Stricher-Projekt in Deutschland entstand in Hamburg im Jahr 1986. Es folgten bald weitere Projekte in den deutschen Metropolen wie Berlin, Frankfurt oder Köln.«

10 Günter Frankenberg: Deutschland. Der verlegene Triumph des Pragmatismus. In: Da-

Entwicklungsland, zumindest im Vergleich mit den skandinavischen Ländern oder den Benelux-Staaten, die nach dem Zweiten Weltkrieg an den sexualaufklärerischen Impetus der Lebensreformjahre anknüpfen konnten – während die progressiven, sexuellemanzipatorischen Ansätze der Weimarer Republik in Deutschland jäh unterbrochen worden waren. Stattdessen war das Land zunächst durch die Verwerfungen des Nationalsozialismus und den klerikal-konservativen Rollback der Nachkriegsjahre geprägt.

Man könnte mit einigem Recht behaupten, dass die 1990er Jahre mit ihrem Hedonismus und Optimismus das Ende der Nachkriegszeit im wiedervereinigten Deutschland einläuteten. Auch wenn weniger Glocken läuteten als Beats aus Boxen wummerten: Diese Neunziger waren auch die Zeit, in der die CSDs zu Massenveranstaltungen, quasi schwulen Love Parades, mutierten, bei denen mehr oder weniger aufwendig kostümierte Teilnehmer hinter Trucks mit lauter Musik laufen und feiern. 1997 hatte sich die Zahl der Teilnehmer am Berliner CSD erstmals auf 170.000 verdoppelt, im nächsten Jahr zogen bereits 300.000 durch die Straßen. Waren die Teilnehmer des ersten Westberliner »Gay Pride« 1979 noch bespuckt worden, standen nun Heteros am Straßenrand und applaudierten. Volksfestatmosphäre – und ein Hedonismus, der immer wieder kritisiert wurde, der aber eigentlich nicht besonders verwundert nach langen Jahren der Tragödie.

Andererseits kann die hier ostentativ zur Schau gestellte Lebensfreude die schrecklichen Erlebnisse einer Generation schwuler Männer nicht vergessen machen, die die AIDS-Krise zwar überlebt hatten, aber auch traumatisiert worden waren. Sie hatten Liebhaber, Lebensgefährten durch Aids verloren. Ganze Freundeskreise waren zerstört worden. Und es waren schlimme, verletzende Dinge geschehen. Sterbende waren von ihren Familien verstoßen oder dazu gezwungen worden, ihre Identität und den Grund ihres Sterbens zu verleugnen. Die Erschütterungen, die diese Menschen durchlitten haben, waren enorm. Mit Mühe und Not hatten sich viele von ihnen emanzipiert, die Pflänzchen der Freiheit waren noch zart und klein, als der große Sturm kam. Wie viele schwule Männer waren angesichts der Geschehnisse doch bereit zu glauben, dass Aids am Ende womöglich eine gerechte Strafe für das eigene schlechte Tun war? Wieviel Selbstbewusstsein musste man haben, um sich angesichts der Dramatik von Aids und dem Aufgebot an moralisch-repressiver Propaganda zu behaupten? Wie wurde noch der damalige Kurienkardinal Joseph Ratzinger

vid Kip/Ronald Bayer (Hg.): Strategien gegen Aids. Ein internationaler Politikvergleich. Berlin 1994, S. 134-172, hier S. 164.

in den 1980er Jahren zitiert, selbstverständlich im »Spiegel«: »Man muß nicht von einer Strafe Gottes sprechen. Es ist die Natur, die sich wehrt.«¹¹ Einige Jahre später wurde er bekanntlich zum »Heiligen Vater« in Rom. Sein Ableben Ende 2022 sorgte in der queeren Community nicht unbedingt für ausschweifende Trauer.

Die Rückkehr des Kondoms und die Rettung der Lust

Die Lichtgestalt der deutschen Aids-Krise ist im Gegenzug weiblich, lebt noch und trägt den Namen Rita Süßmuth – ihr Name wird bis heute mit Kondomen verknüpft. Doch als sie im Jahr 1985 ihr Amt als Gesundheitsministerin antrat, war es noch durchaus umstritten, ob Präservative tatsächlich vor einer Übertragung des Virus schützen. Es gab Befürchtungen, dass die Viren »kleiner sein könnten als die natürlichen Zwischenräume in der Molekülstruktur des Gummis«. In einem Interview für ein vom Mediziner und Journalisten Hans Halter herausgegebenes »Spiegel«-Buch konnte Professor Robert Gallo diese Befürchtungen jedoch ausräumen: »Die sind schon sicher, das Gummi ist für Viren undurchlässig. Aber von Leuten, die Sex mit Kondomen praktizieren, habe ich gehört, daß Kondome reißen können.«¹²

Dieser seit Einführung der Antibabypille Anfang der 1960er Jahre eigentlich längst aus der Mode geratene »Hygieneartikel« gewann nun wieder an Bedeutung. Ab 1985 riet auch die Deutsche Aids-Hilfe: »Kondome schützen!«. In ihren Informationen aus dem Juli 1985 heißt es bereits, dass sich das Infektionsrisiko durch »Safer Sex« reduzieren lasse, also Sexualpraktiken, bei denen »Körperflüssigkeiten des Partners nicht auf Schleimhäute von Mund, Augen, After und Vagina sowie in kleine Wunden (Fingernagelbett) gelangen. Dies läßt sich zum Beispiel durch die Verwendung von Kondomen in stabiler Ausführung erreichen.«¹³ Es war der Anfang einer geradezu identitären Verknüpfung von Präservativen, schwuler Identität und schwulem Sex – und der erfolgreichen Eindämmung der Epidemie.

11 Das Virus muss nur noch fliegen lernen. Spiegel-Reporter Hans Halter über den langen Weg in die Aids-Katastrophe. In: Der Spiegel, Nr. 47/1987 vom 16.11.1987, S. 240-253, hier S. 253.

12 Rainer Paul/Jürgen Petermann: Es geht an die Wurzeln der Sexualität. Spiegel-Gespräch mit dem amerikanischen Aids-Forscher Professor Robert Gallo. In: Hans Halter (Hg.): Todesseuche AIDS. Hamburg 1985, S. 67-80, hier S. 69.

13 Aids. Heutiger Wissenstand. Informationsbroschüre der Deutschen AIDS-Hilfe e.V. (Juli 1985), <https://www.aidshilfe.de/shop/pdf/1992> [letzter Zugriff am 17.2.2023].

In der kurzen Zeit von 1985 bis 1988 hat Rita Süßmuth als Bundesgesundheitsministerin Enormes geleistet: Gegen den Willen ihrer Partei setzte sie die Propagierung der Kondomnutzung zu Präventionszwecken durch, sie initiierte die Gründung der Nationalen Aids-Stiftung, die später mit der Deutschen Aids-Stiftung fusionierte, deren Ehrenvorsitzende sie ist. Ihr ist es zu verdanken, dass in Deutschland eine höchst erfolgreiche Strategie der Prävention und Aufklärung angewandt wurde, die die Betroffenen in hohem Maß mit einbezog – und nicht das autoritäre Modell, das mit dem Namen Peter Gauweiler und seinem »Maßnahmenkatalog« verbunden ist.

Es war eine Art Glücksfall, dass mit Heiner Geißler und Rita Süßmuth zwei Politiker der CDU für die Aids-Politik zuständig waren, die sich mit Gegnern aus dem eigenen Lager, insbesondere der CSU, auseinanderzusetzen hatten und nicht mit der (linken) Opposition aus SPD und Grünen. Die Bruchlinie im Hinblick auf die Aids-Politik verlief innerhalb der Union, was einer weiteren Instrumentalisierung im politischen Alltag einen gewissen Riegel vorschob und einen »verlegenen Triumph des Pragmatismus« ermöglichte, wie es der Frankfurter Rechtsprofessor Günter Frankenberg im Titel seines Beitrags für den Band »Strategien gegen Aids. Ein internationaler Politikvergleich« formulierte.¹⁴

Süßmuth gelang zudem etwas bis dahin Undenkbare: Die zahlreichen lokalen Aids-Hilfen, schwule Graswurzelorganisationen, gingen ein Bündnis mit dem Staat ein, dem sie eigentlich aus guten Gründen misstrauten – genauer einem staatlichen Gesundheitssystem, das sich seinerseits wandelte: Die 1980er Jahre waren auch die Zeit eines Generationswechsels im Gesundheitswesen, die Kriegsgeneration mit ihrem häufig noch autoritär geprägten Menschenbild trat allmählich ab. Und im Zuge der Aids-Krise sollte sich ein Paradigmenwechsel von der Krankheitsbehandlung hin zur eigenverantwortlichen Gesundheitsförderung vollziehen – ganz im Geist der (neoliberalen) Zeit: 1986 verabschiedete die Weltgesundheitsorganisation (WHO) die »Ottawa-Charta«, in deren Zentrum die »Health Promotion« stand. Menschen sollten befähigt werden, ihre Gesundheit zu erhalten – auch mit Hilfe von nichtstaatlichen Netzwerken. Gesundheitspolitik sollte jetzt in allen Bereichen der Gesellschaft stattfinden, also auch in Familien, Vereinen und jeglichen »Communities«, nicht nur in öffentlichen Anstalten (etwa Schulen) oder medizinischen Institutionen – eine Politik, die auf der Erkenntnis beruht, dass Gesundheit in den entsprechenden Lebensverhältnissen gesichert (oder zerstört) wird.

14 Frankenberg: Deutschland (wie Anm. 10).